

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 247.

Freitag, 22. Oktober

1926.

Die zwölf Nächte.

(11. Fortsetzung.)

Roman von Otto Goldmann.

(Nachdruck verboten.)

12. Kapitel.

Professor Molinar.

Über zwei Wochen weilte Lisa Müller, die junge Studentin der Chemie, nun schon im Hause des lebenswürdigen Professors. Nach ihren beiden mißglückten Experimenten mit der angeblichen Opiumzigarette und der duftbehafteten Sahnenkanne verspürte sie fürs erste keinerlei Lust mehr, während der Ferien auf den Pfaden der Chemie zu wandeln. Es waren doch Ferien, wundervolle Universitätsferien von geradezu märchenhafter Länge. Das Geplauder des Hausherrn über Baryumperoxyd und Nitroglycerin — er interessierte sich als Chemiker natürlich glühend für die Schandtaten der unbekannten zwölf Gauner — begann ihr nachgerade langweilig zu werden.

Ob sie ihren Beruf haßte? Weil sie so gar nichts mehr von diesen Dingen hören wollte? Wohl kaum, nur gestand sie sich den wahren Grund nicht ein: jene zwölf Gauner erinnerten sie zu lebhaft an einen gewissen Herrn, der ... Na, kurz und gut, sie wollte Hans Grüner, den diebischen Neffen, vergessen.

Das Anwesen des Professors bot für eine „Hausfrau“ ein reiches Betätigungsfeld, und zwischen sieben Uhr früh und dem späten Abend gab es genug zu tun, um herzhafte müde zu sein, wenn man sich zu Bett legte. Wenn das Haus auch nur einstöckig war, allen modernen Komfort aufwies, so schlossen sich doch eine ganze Anzahl Nebengebäude an, deren Drum und Dran „regiert“ werden mußte. Küche, Vorratsräume, Laboratorium, Chemikalienkeller, Gärtnerhäuschen und so weiter. Der alten Ursula in der Küche wurde auf der Schiefertafel befohlen. Ursula war ein harmloses, bescheidenes Wesen, mit dem Lisa gut auskam. Im Laboratorium hatte sie sich nur davon zu überzeugen, ob die Aufwandsfrau, die jeden Morgen aus der Stadt kam, keinen Unsinn angestellt hatte, oder ob die Laboranten im abendlichen Unterricht keinen Gashahn offen ließen. Nur eines fiel ihr immer wieder auf: Daß sich auf keinem Arbeitsplatz auch nur das winzigste Stück Papier befand. Überall nur eine Tafel und Schiefertafel. Sicher hing dies mit dem Geiz des Professors zusammen. Allerdings befanden sich unter den Laboranten die seltsamsten Erscheinungen. Vom gezeichneten Söhnchen aus guter Familie bis zum armseligen, gekleideten Mann, was sicher mit dem „Aufstieg der Laboranten“ zusammenhing. Mit Franz, dem faulen, unsinnigen Gärtner, hatte Lisa kaum etwas zu tun. Er holte sich sein Essen auf die Sekunde pünktlich in der Küche. Man mußte nur aufpassen, daß unterdessen keine beiseite gelegte Pfeife zu Hause nicht die Gardine zerrangte.

Die Zimmer räumte Kitty, die Engländerin und Verwandte des Sekretärs Mclean, auf. Sie tat dies mit einer methodischen Langsamkeit, die Lisa nervös machte. Kitty schien es trotz ihrer 25 Jahre noch zu leicht gebracht zu haben und die Familie war wohl sehr reich, wenn die Tochter sich gegenwärtig in Deutschland ein Brot verdienen mußte. Lisa vertraute sie einmal an, daß der Professor ihr nur zwanzig Mark monatlich

gebe, was die aus reichem Hause stammende junge Dame als „unglaublich silzig“ bezeichnete.

Mister Mclean dagegen lebte auf großem Fuße, kleidete sich stets mit ausgewählter Sorgfalt, war dem Professor wohl unentbehrlich, und Lisa hatte ihn im Verdacht kostspieliger nächtlicher Vergnügungen. Kam der Engländer doch beinahe jeden Morgen verlatert durchs Tor, gähnte sich durch den Garten hindurch und verschwand auf einige Stunden in sein Zimmer. Nicht ohne zuvor sich im Kontor heftig mit dem Professor gestritten zu haben.

„Sie geben mehr aus, als wir verdienen!“ hörte Lisa einmal den Professor schelten.

Ob der Engländer Teilhaber war? Denn der Professor lebte natürlich nicht von den bescheidenen Laboranten-Honoraren, sondern war Besitzer einer großen Seifen- und Parfümeriefabrik in der Nähe. Was an solch duftender Ware in die Welt hinausging, war im Laboratorium erfunden, geprüft und nötigenfalls korrigiert. Lisa hatte das Gefühl, daß das Geschäft glänzend ging, und der alte Herr war natürlich nur geizig. Sonst hätte er doch dem einzigen Neffen eine gehobene Stellung in der Fabrik eingeräumt, anstatt ihn mit dem Mustertoffer auf Reisen zu schicken!

Wieder einmal war Hans Grüner mit diesem Koffer abgereist, als es an der Haustür klingelte. Lisa ging selbst öffnen, da Kitty, bewaffnet mit dem Staubtuch, sich von der oberen Etage nicht trennen konnte.

Lisa dachte erst, Hans kehre zurück, da ein Herr von genau derselben Größe bei ihrem Anblick den Hut zog. Es war jedoch ein Fremder, der den Hausherrn zu sprechen begehrte und seine Karte überreichte: „Dr. Binger, Budapest.“

Professor Molinar befand sich gerade in eifrigem Gespräch mit seinem Sekretär, als Lisa eintrat. Sie verstummten sofort.

„Dr. Binger?“ lächelte der Professor. „Ah, das wird interessant ... Ich lasse den Herrn bitten!“

Mister Mclean räusperte sich, doch Molinar wehrte ab: „Den Kontoauszug kann ich mir nachher ansehen. Hören wir, was den Herrn aus Budapest herführt!“

Als der Besuch eintrat, maß er die Einrichtung des Bureaus mit einem schnellen Blick. Da befanden sich an den Wänden langweilige Regale, Schreibtisch und Stühle waren mit Mappen bedeckt, die Schreibmaschine machte einen ziemlich verstaubten Eindruck und ... da standen mit dem Rücken gegen das Fenster zwei Herren, die ihn erwartungsvoll anblickten. Erwartungsvoll? Binger bildete sich dies wohl nur ein, denn der Ältere lächelte:

„Ich habe Ihren Besuch erwartet. Nur dachte ich nicht, daß Sie heute schon kommen würden ...“

Wiederum räusperte sich der Sekretär. Er hatte sich sicher auf seiner letzten nächtlichen Vergnügungstour erkältet.

Da er steif wie ein Stod stand, setzte der Chef eigenhändig einen Stuhl von seinem Ballast frei. „Sie verstehen, das Mädchen hat noch nicht aufgeräumt ...“

Dr. Binger nahm etwas erstaunt Platz. „Sie erwarteten mich? Aber noch nicht heute?“ „Erst müßte doch der beamtete Gerichtschreiber zu Rate gezogen werden, und Herr Professor Ruhn pflegt zu einer Analyse drei Tage zu brauchen.“

Das Mißtrauen des Polizeileutnants verstärkte sich. „Was wissen Sie?“

„Daß Sie vorgestern nacht im Polizeipräsidium eine wichtige Spur fanden und von mir Aufklärung darüber begehren.“

Dr. Binger erhob sich jäh. „Das ist doch...!“

„Aber ich bitte Sie! Jeder Mensch weiß doch schon Ihr „Geheimnis“. Molinar griff nach dem Schreibtisch und reichte dem Besuch die neueste Nummer des Skandalblättchens „Der Kanarienvogel“.

Der Holzspan. Herr Dr. Binger aus Budapest, ein junger Polizist, der sich gern die Sporen verdienen möchte, hat — wie wir erst nach der Verhaftung unseres Verlegers, Redakteurs und Druckers erfahren — aus der Schwelle des Polizeipräsidiums einen Holzspan gesägt. Man kennt die Zusammenhänge aus unserer gestrigen Nummer. Natürlich wird dieser Holzspan nach allen Kanten und Regeln der Kunst untersucht werden, aber wir zweifeln wie bisher — und mit Recht —, ob...“

In diesem Tone ging es weiter.

Der Ungar nagte an der Unterlippe. Diese Veröffentlichung war eine ganz neue Ungeheuerlichkeit. Hatte man doch gestern mittag Herrn Kurt Vogel, den Herausgeber dieser Zeitung, festgenommen wegen dringenden Verdachts, ein Mitglied der dreifachen Gaunerverbände zu sein.

Die Verhaftung war auf Veranlassung des Kommissars Fischer geschehen, der sich von diesem Menschen nicht länger an der Nase herumführen lassen wollte. Den letzten Anstoß hatte eine Notiz unter „Gesunden“ in der gestrigen Nummer gegeben.

Gesunden! Und in der Redaktion des Blattes abzuholen sind: Zwölf Hüte (der eine mit der Visitenkarte eines Asbjörn Krag im Futter), zwölf Mäntel (an einem der Hentel abgerissen) sowie zehn Stöcke und ein windschiefer Regenschirm.

Deshalb war Kurt Vogel sofort festgenommen worden, obwohl er beteuerte, obige Gegenstände hätten früh in der Redaktion gelegen, er wisse von nichts, sei völlig unschuldig.

„Eine unglaubliche Frechheit!“ bekannte Dr. Binger. „Dieser Mensch sitzt seit 24 Stunden in Haft als der einzige, der das Blättchen schrieb und druckte, und nun erscheint es weiter!“

Der alte Molinar freute sich wie ein Kind. „Ein Beweis, daß er unschuldig ist...“

„Kommissar Fischer glaubt es nicht!“

„Man kann doch nicht jeden verhaften, der etwas über die zwölf Gauner bringt! Konservative Zeitungen bringen natürlich keine Kritik der Polizei.“

„Dieser Kurt Vogel ist zu gut orientiert.“

„Mon Dieu, Arsène Lupin, der elegante Erzgauner in meiner Heimat, bediente sich sogar der konservativen Presse, wenn er dem aufstrebenden Publikum seinen neuesten Schelmenstreich mitzuteilen hatte.“

„Und unsere zwölf Gauner drucken sogar selbst weiter, wenn die unverständige deutsche Presse die Freiheit der Presse nicht achtete!“ Mister Maclean war wieder vergnügt. Grimmig stopfte er mit dem breiten Daumen seine Pfeife.

Dr. Binger machte eine ablehnende Handbewegung. „Andere Länder, andere Sitten, meine Herren. Doch um endlich den Zweck meines Besuches zu berühren: ja, ich habe vorgestern nacht im Polizeipräsidium eine wichtige Spur gefunden“, er wog die Phiole mit dem kleinen Holzspan auf der flachen Hand, „und ich möchte bitten, eine nochmalige, genaue chemische Prüfung vorzunehmen.“ „Eine nochmalige?“

Der Gerichtsarzt Dr. Ruhn erklärte mir soeben, die unbedeutende, mit bloßem Auge nicht mehr wahrnehmbare Trübung der glatten, wie polierten Oberfläche sei durch einen Wassertropfen hervorgerufen, durch nichts weiter.“

„Und nun kommen Sie zu mir?“

„Ich habe einen harten Schädel. Und ich habe im Adreßbuch nachgesehen...“

Professor Molinar war beleidigt, nunmehr ganz der eitle Gelehrte. „Im Adreßbuch! Haben Sie's gehört, Maclean? Weil ich ein Laboratorium habe. Zufällig hat er den Buchstaben „M“ aufgeschlagen...“

„Aber Herr Professor!“ amüsierte sich der junge Kriminalist. „Ehre, wem Ehre gebührt. Herr Dr. Ruhn wies mich direkt an Sie als einen exakten, hochwissenschaftlichen Arbeiter, dessen Veröffentlichungen in vielen Dingen, besonders auf dem Gebiet der Gerichtschemie, als bahnbrechend zu bezeichnen seien.“

„Sie werden sich noch den Daumen ansetzen, Maclean, wenn Sie Ihr Streichholz nicht verfluchen!“ mahnte der Professor mild. „Man schmeichelte früher bisweilen nicht mit Unrecht, Herr Doktor. Aber ich bin alt geworden, kurzichtig und müde. Zur Seifenfabrikation langt's noch. Aber Analysen für das Gericht...“

Privat, nur für mich!“

Molinar rückte an seiner Brille, wie um den drängenden Herrn besser betrachten zu können. „Hm, Sie haben noch den Ehrgeiz der Jugend... Jugend! Jugend! dies murmelte er in seinen weißen Bart. „Ja, Maclean, rufen Sie doch Fräulein Müller herein!“

Es geschah.

Sie stehen kurz vor dem Examen, liebes Kind. Wollen Sie ein Privatmeisterstück in meinem Laboratorium herstellen? Es handelt sich um den Nachweis, wie es den zwölf Gaunern möglich war, dem achtbaren Herrn Lepin, meinem Landsmann, ferner dem Oberregierungsrat Hellmer usw. usw., auch diesem Herrn hier Hui, Mantel und Stock vor den Augen zu stehlen. Na, Sie lagen ja gar nichts? Löst Sie dies chemische Problem nicht?“

(Fortsetzung folgt.)

Der letzte Hecht.

Von Walter v. Rummel.

Abend. Langsam und lautlos gleitet mein Boot den Fluß hinab. Stille über der klaren, tiefgrünen Flut. Still auch über dem Lande, dem weithin sich dehrenden Moos. Jenseits von Fluß, Binsen und Schilf rollen freundliche Hügel in langgezogener Dünung daher. Auf ihrem Kamme tragen sie dunkle Fichten herbei, auch die golden und rot schaukelnde Pracht des Laubwaldes. Zum letztenmal steht von keinem Ast und Zweig all das Sommergebläue der Sonne fallen. Wenn diese wiederkommt, wird Blatt um Blatt, ein endloses Meer — tote Soldaten nach verlornen Schlacht — starr und vermodernd auf dem Rasen liegen. Denn ein böser Wind geht fröstelnd über das Land, die Sichel des wachsenden Mondes lündet eine kalte und klare Nacht an. Weiß wie der erste Schnee des Jahres wird am Morgen der Raubreif die starre harte Erde bededen. So war es von jeher, so ist es noch heute im deutschen Herbst. Doch über dem großen Sterben in der Natur lag sonst freundlich und versöhnend die Hoffnung auf das Wiederaufstehen, auf ein Wiederleben. Ich aber leide heute einen Abschied für immer. Jahrelang ließ ich meinen Spinnfisch hier spielen, machte manche schöne Beute. Heute holte ich meinen letzten Hecht heraus. Mit dem Bistert unter Seerosenblättern und Schlingengewächsen; wild fließ es darnach hervor und wehrte sich mannhaft. Der Jahreszeit nach freilich könnte man in den nächsten Wochen immer noch den ienen Gior in seinen Rudel befördern. Aber da ist etwas anderes. Morgen beginnen die Probefahrten des neu eingestellten Motorbootes, 240 Pferdekraft hat es und es wird das grüne Wasser des schmalen Flusses durchwühlend, den Sand aufwühlend, daß nur mehr eine laffebraune Brühe zu sehen sein wird. Auf dieser ersten Probefahrt wird die Riesenwelle des Motorbootes die sämtliche Brut des Jahres ans Land werfen; was an großen Fischen da ist, wird entsetzt flüchten und fortwandern. Ausgespült!

Die Sonne steht schon tief, und dennoch kreisen noch immer sechs Schwalben über dem Fluß, die letzten von vielen. Hunderten, tauchen ins bläuliche Firmament hinein, verschwinden, kommen wieder. Sie haben schwere Arbeit, bis sie sich genügend von den paar armeligen Rücken geholt haben, die im fahlgrauen, ausgebleichten Herbstkleid über den Wassern tanzen. Und selbst den jungen Schwalben heute der Mut, die Kraft zu der großen Reise, morgen vielleicht schon sind sie nach dem Süden, den anderen nach, fortgewandert. Nahrungsforgen! Die Vögel laufen dem

Der chinesische Teller.

Von Heinrich Veis.

Ein reicher Sonderling, begabt mit feinem Kunstsinne ebenso wie mit der Vorliebe für alles Seltsame und Außergewöhnliche, verwandte seine Freizeit und sein Vermögen gleichermaßen auf die immerwährende Bereicherung seiner Sammlungen, die ihm einzige Gefährten waren in einer freiwillig gewählten Einsamkeit. Er lebte mit einer Wirtschafterin allein in einer bescheidenen Vorstadtwohnung, deren in einfachstem Stil gehaltene Räume einen fremden Besucher weder den Reichtum noch den persönlichen Geschmack ihres Besitzers hätten erkennen lassen. Da war eine einzige Stube nur, in welcher der wunderliche Sammler vor aller Welt sich abschloß, sein Arbeitszimmer, vollgepflückt mit Kostbarkeiten aller Art, mit alten Kupferstichen und seltenen Druden, mit Bronzen, Vasen, köstlichen Werken aus edlem Porzellan und getriebenem Silber; hier verbrachte er viele Stunden im Anschauen seiner Schätze, genoss den Rausch eines glücklichen Besitzens und hütete, wie ein Geizhals sein Gold, diese Sammlungen mit solcher Eifersucht, daß er einem anderen nicht einmal den Anblick der schönen und seltenen Stücke gönnen wollte. Er schritt langsam an den Wänden entlang, besah immer aufs neue jeden einzelnen Gegenstand seiner Sammlerfreude, nahm hier ein Bild vom Nagel, durchblätterte dort ein altes, vergilbtes Buch, hielt eine zierliche Vase, einen buntfarbig geschmückten Teller mit phantastischer Zeichnung in der Hand, und überstreichelte nicht selten ein kostbares Stück mit so zärtlicher Lieblosigkeit, als sei es ein geliebtes, lebendiges Wesen.

Oft aber sagte ihn der Drang, neue, wertvolle Dinge seiner Sammlung einzureihen, und wie er ständiger Besucher war bei den Händlern mit Altertümern, unternahm er von Zeit zu Zeit weitausgedehnte Reisen, weder Mühe noch Kosten scheuend, wenn er die Möglichkeit sah einen seltenen und begehrten Gegenstand für sich zu gewinnen. Mit dem Ertrag dieser Fahrten kehrte er dann befriedigt heim, versenkte sich auf Wochen wieder in die Einsamkeit seines Arbeitszimmers, übermusterte seine Schätze, schwelgte in der Freude des Anschauens und Betastens, bis ihn das nimmer ruhende Verlangen nach neuen Kostbarkeiten, nach erträumten, wunderlichen Dingen in die Welt hinaustrieb.

Da geschah es eines Nachts, nachdem er lange wieder die Sammlungen seines Arbeitszimmers durchprüft und das beglückte Wissen um seine Schätze hinübergenommen hatte in den Schlaf, daß er erwachend unklare Erinnerung empfand von einem Gegenstand, den er irgendwo im Hause eines Bekannten, in einer Ausstellung, bei einem Händler, in einer fernen Stadt vielleicht gesehen zu haben meinte. Es war ein chinesischer Teller, gemalt mit wunderbar zarten Farben, und er zeigte eine eigenartig schöne, traumhafte Landschaft; über abendlichen Fluß glitt ein kleines Boot, das sanfte Rot der untergehenden Sonne spiegelte in den Wellen. Dunkle Baumgruppen reichten sich in weich verbläulichem Blau. Im Boot aber stand eine kleine Chinesin und blickte auf einer ellenbeinernen Fiedle. Das ganze Bild war eine Harmonie blasser Farbtöne, die vom milden Rosaschein der Kirschblüte überlitten in dämmerndes Violett. Und sofort war in dem Sammler ein starker, alles andere Empfinden verdrängender Wunsch, diesen kunstvollen Teller, was immer er kosten möge, zu erwerben. Alles, was er besaß, dünkte ihm unwert nun gegenüber dem einen sehnsüchtig erstrebten Gegenstand seines Verlangens. Das Kunstwerk, so köstlich es in der Vorstellung halbwayden Erinnerens ihm erschienen war, galt ihm Krönung aller Wünsche und er gelobte sich, wenn es zu gewinnen je gelang, mit ihm zufrieden zu sein als mit dem kostbarsten Stück seiner Sammlung. Mit dem frühen Morgen schon begann er seine Nachforschung. Zu allen Händlern führte ihn der Weg, der mächtige Einfluß seines Geldes erschloß ihm ihre verborgensten Schätze; er beschrieb das Bild des chinesischen Tellers, wie er es klar und lebendig vor Augen hatte, jeden Hinweis griff er auf und suchte unermüdlich von Ort zu Ort. Er sah ähnliche Teller, ähnliche Bilder, aber keines wollte ihm so wohlgefallen scheinen, so köstlich und vollkommen in der Abtönung der Farben wie jenes, das all sein Sinnen und Denken erfüllte, nach dem er wie nach einer fernem Geliebten sich verzehrte. Doch mit dem erfolglosen Suchen wuchs nur sein Verlangen, und da er Erfüllung seines Wunsches in der Heimatstadt nicht mehr zu finden hoffte, verschloß er sein Haus und fuhr in die Welt auf zielloser Reise. Viele Kunstwerke entdeckte er, die sonst wohl sein Sammlerherz entzückt hätten, er beachtete sie kaum oder handelte sie ein und versenkte sie gleichgültig in seine Reisetasche, nichts von allem aber, was er sah, konnte seine Sehnsucht stillen. Monate auf Monate gingen vorüber, bis er zuletzt, weitab der Heimat, einen chinesischen Teller aufspürte, der ein Bild darstellte so traumhaft-zart mit der Abendlandschaft am Fluß und dem gleitenden Boot, wie er es im Halbschlaf erträumt; aber als er im Gastzimmer mit

hunger, der Kälte davon. Die Menschen bleiben. Und mit dem Menschen auch das vielerlei Getier, an dem ich auf meiner lautlosen Fahrt vorbeigleite, die lieben Tiere des deutschen Waldes. Von den Wäldern von der Höhe ziehen sie ins besser schützende Moos herab. Dort oben ist fest Gebirg und Unruhe: die Jäger, die Holzsammler. Hier unten ist man leidlicher geborgen. Ein Hase stolpert ein paar Schritte davon und legt sich gemächlich nieder, ein Reh federt in langgestreckten Sprüngen dem Uferstrand entlang und dort streicht Meister Fuchs, in tiefes Nachdenken versunken, um einen halb ausgetrockneten Teich, sinniert darüber nach, wie er den flinken Grashechten im Seichtwasser wohl am besten beikommen könne.

Zu einem großen funkelnden Rubin wird die Sonne. Rot schimmert das Firmament durch das feine Spinnweb, die wunderbare Filigranarbeit des Uferschliffes. Was Westen ist, erglüh wie eine einzige Esse, eine Feuerkugel, die Welt und Erdenrund verzehren möchte. So heiß und hell es in der Ferne scheint, in der Nähe ist alles Licht erloschen, hat sich in tiefstes Schwarz gewandelt. Schwarz ist die riesige, knorrige Weide, eine ebenbürtige Schwester unserer Eiche, schwarz alles Buschwerk und unheimlich wie wildische Nymphen. Schwarz der Fluß, schwarz der Pflanzenwald, der aus seinen Tiefen in geister Uppigkeit heraufsteigt. Begehrlich läßt dieser die großen Fangarme aus der Mitte des Flusses zum Lande und vom Lande wieder zurückziehen, immer nach Beute suchend, niemals rastend in der mühsamen Strömung, dem ewigen Winde des Wassers. Doch niemand ist da, den der Polyp da unten halten und nützen könnte. Lachend und leicht gleitet mein Flachboot über den Nordgesellen hinweg. Weiter starr ich in das rauschverflungene, undurchdringliche Chaos in der Tiefe. Man wäre versucht, dort nach einem Alligator oder einem anderen tropischen Kriechungetüm zu fahnden. Nur die Kälte, die allmählich schmerzhaft in die Finger beißt, führt wieder in den Herbst zurück, diesen bunten Vorreiter, dem der Eisbergschlitten des Winters so rasch folgt. Herbstlich auch die weißen Nebelschwaden, die jetzt mit dem Scheiden der Sonne wie schwere atemraubende Dämpfe aus dem Wasser steigen, alles Land in einem dichten Schwallen an sich ziehen und verschlingen. Kaum daß man noch die nahen Ufer undeutlich herausdunkeln sieht.

Ich lasse das Ruder fallen; frei treibt mein Boot in der Strömung. Es hat keinen Sinn, sich zu beeilen, mein Tagewort ist zu Ende. In der fahlen Unterweltstimmung, die rings sich breitet, halte ich meinen letzten Hecht auf den Knien. Wie prall sein Leib und wie schlank dennoch die Gesichtslinie. Berwegen und scharf geschnitten der Kopf, wie aus Marmor gebildet die graugrünen Fleden, mit denen er ein glattes Fell geschmückt hat. Ein arger Räuber und dennoch ein schönes Tier. Gute Wohnstätten, ihr Hechte und ihr anderen vielen Fische, die dieses Wasser beherbergt, sind nun zerstört. Hört ihr morgen den Motor donnern, dann macht euch eilends auf, flüchtet flukauf, flukabwärts, irgend wohin, wo das Teufelsboot nicht fährt. Ich aber will mich nach einer anderen Wasserweide umsehen. Wo freilich, ist eine zweite Frage. Man darf da nächstens mit der Laterne im Lande suchen gehen.

Ein schwirrender Laut vor dem Bug des Bootes. Eine Rudente, die aufgeht und wieder einfällt, immer wieder aufsteht, wenn das Boot ihr zu nahe kommt, von neuem einfällt, sich nicht lösen kann von ihrem Ucclement, nicht den letzten rettenden Bogen zurück durch die Luft findet, der ihr die gestörte Abendruhe wiedergäbe. Ein verlöcherter Schrei im Moos, nicht der Rohrspötter etwa, sondern ein großer Vogel, eine Gans, die um die alte Weide, ihren bereits vom Eiß halb zerschlagenen Stammhorst, klattert und kreist. Dann nur mehr Nacht und Schweigen. Durch weißen, trüblichen und dämpfenden Nebel gleitet das Boot in endlose Stille und verhängte Weiten hinein. Und noch immer habe ich auf den Knien meinen letzten Hecht.

Kleine Wahrheiten.

Von Max Grube (Meiningen).

Ob frei, ob unfrei unser Wille sei,
Die schwere Frage löste ich schon lange:
Ist ich was Kluges, war mein Wille frei,
Bei Dummheit unterlag er höh'rem Zwange.

Ein alter Esel pflegt so klug zu sein,
Daß er trotz aller Eiselhaftigkeit vermisst,
Daß er nichts weiter als ein Esel ist.
— Den jungen Eseln fällt das oft nicht ein.

Das Beste wollen! fordert die Moral.
Die Probe drauß hält freilich selten Stuch,
Doch unsre Zeit denkt wahrhaft ideal.
Denn jeder will das Beste ja — für sich.

zitternden Händen den Teller aus der Umhüllung löste, befand sich in ihm eine Enttäuschung, denn dieses Bild, das nun sein eigen geworden, schien ihm kunstlos und plump, unwert so vieler Mühe des Suchens, es verblähte vor der Erinnerung des Traumes, den er mit leuchtenden Farben im Herzen hielt.

Nach langer Reise endlich kehrte er heim, müde und erschöpft, beschaute seine Sammlungen wieder, die neuen Stücke, die er von der weiten Fahrt mitgebracht, und empfand nur spärliche Freude im Anblick, er habe so vielerlei auch gewonnen, das Beste doch veräußert. Sein ganzes Leben währte die Unrast, die ihn immer aufs neue zum Suchen und Forschen trieb, die unstillbare Sehnsucht, aber nirgends fand er jenes Stück, das seine Sammlung krönen sollte, den köstlichen chinesischen Teller mit der Abendlandschaft sanft getönter Farben, mit dem Fluß und den dunklen Baumgruppen, mit dem Boot der kleinen Chinesin, die auf einer eisenbeinernen Flöte blies. Sein Glück, seine Freude am Besitz war verdunkelt von der Trauer eines unerfüllten Verlangens. Erst sterbend begriff er mit der letzten Klarheit des Todes, daß sein Wünschen und Suchen einem Unerreichbaren gegolten; denn nimmer kann die Wirklichkeit den Glanz schönheitsstrunkener Träume tragen und auch das köstlichste Menschenwerk ist gering vor der ewigen Menschensehnsucht.

Gesellschaft und Mode

Der moderne Niefenschal. Der Schal ist in diesem Winter moderner als je zuvor, aber zugleich ist er sehr viel größer geworden, so daß das Tragen noch schwieriger ist. Nun liegt aber bekanntlich die Schönheit dieses Kleidungsstückes nicht so sehr in ihm selbst, als in der graziösen Form, es um die Figur zu drapieren. Die prächtigen, reich gestickten Schals der neuesten Mode mit ihren langen gekrümmten Seidenfransen und dem breiten Netzwerk, das den eigentlichen Schal von der Franse trennt, sind wie große Mäntel, die das Abendkleid völlig bedecken und höchstens einen Blick auf die Knöchel gestatten. Alles hängt vom eleganten Tragen des Schals ab, und dafür haben sich einige jetzt besonders beliebte Formen herausgebildet. Am einfachsten ist es, den Schal in die Hälfte zusammenzulegen und dann wie einen Mantel rund um die Gestalt fest zusammenzuziehen, wobei die eingewickelten Arme den Schal halten. Das tut man besonders mit bunt gestickten Stücken, die durch die Schönheit ihres Ornamentes wirken. Eine andere Art, den Schal zu tragen, ist die, daß er über die linke Schulter gelegt und unter dem rechten Arm durchgezogen wird. Die richtige Drapierung, die einen anmutigen und leichten Fall verbürgt, erfordert aber viel Geschick. Eine dritte Form schließt sich der orientalischen Art an, bei der der oberste Teil des Schals als eine Art Kapuze über den Kopf gezogen wird, während der übrige Teil mit den langen Fransen mit leichter Raffung quer herunterfällt. Der letzte Stil der Schaldrapierung ist der spanische, bei dem der Schal über die eine Schulter gezogen ist, während der andere Arm frei bleibt und das Tuch in geraden Falten nach vorn herunterfällt. Für diesen Stil eignet sich am besten der schwarze Schal mit seinen bunten Blumenmustern.

Neue Bücher

* Hermann Sudermann: „Der tolle Professor“. Ein Roman aus der Bismarckzeit. (Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger, Stuttgart.) Johrelang hat Hermann Sudermann als Erzähler geschwiegen, aber jeder, der den aus der Fülle reifster Kräfte schaffenden Meister kennt, wußte, daß sein episches Werk, das in grober Linie von „Frau Sorge“ und „Raketenreg“ über die Romane „Es war“ und „Das hohe Lied“ bis zu den geradezu klassisch gewordenen „Litauischen Geschichten“ führt, damit noch keineswegs als abgeschlossen angesehen werden konnte. „Der tolle Professor“ scheint nicht das Werk eines nahezu Siebzigjährigen, sondern die in tausend Farben schillernde von stärkerer Phantasie durchglühete Arbeit eines Schaffenden auf der Gipfelhöhe des Lebens. Um die Gestalt eines hochstehenden Forschers, dessen genialische Geistigkeit in stetem Kampfe liegt mit seiner Erosie, so daß sein Leben im ewigen Gegensatz zwischen den Polen Weib und Gedanke hin und her geschleudert wird, ziehen die Schicksale dieses Romans, der als Hintergrund einer Fülle von Handlung und Geschehen einen Toppich geistiger Gedanken und Erkenntnis breitet. Was Sudermann an Frauengestalten und Schicksalen, an erotischen und politischen Konflikten und

geistigen Auseinandersetzungen um diese klare Grundlinie seines Werkes gewoben hat, zeigt ihn wieder auf der Höhe seiner fesselnden Erzählungskunst.

* Julius Berstl: „Die Fahrt ins Rosenrote“. Roman. (Verlag Georg Westermann, Braunschweig.) Von den bewegten und ungewöhnlichen Schicksalen eines Mannes erzählt Julius Berstls neuer Roman, dessen Schauplatz Deutschland und Amerika umfaßt — von Schicksalen eines Mannes, der in gewissem Sinne einen Typus verkörpert, obwohl er auf den ersten Blick als einziger erscheint. Er ist der nach vielen Richtungen begabte Dilettant der Mensch, der berufen scheint, etwas Positives im Leben zu leisten, der aber doch immer wieder an den, wenn nicht entschuldigen, so doch begreiflichen Schwächen seiner Natur scheitert. Berstl ist in der „problematischen Natur“ des Grafen Morion ein Charakter gelungen, der sich den „Helden“ seiner früheren Romane würdig anreicht. Darüber hinaus empfängt das Buch, dessen originelle Handlung leuchtet, aus der Schilderung der tragikomischen Entdeckung der Menschheit, der seinen Jugend sucht, einen besondern Glanz.

* John Galsworthy: „Der weiße Affe“. Roman. (Paul Zsolnay, Verlag, Wien.) Galsworthy neuer Roman schildert die äußere und innere Umschichtung der Gesellschaft der Nachkriegszeit, er schildert sie mit jener epischen Meisterlichkeit und Gerechtigkeit einer vollkommenen Menschenkenntnis, die seine „Forsyte Saga“ weltberühmt gemacht haben. Die beiden Generationen, die den Krieg erlebt haben, werden einander gegenüber gestellt: die alte, repräsentiert durch Soames Forsyte und den alten Mont, die junge, vertreten durch Michael Mont, seine Frau Fleur, die Tochter des Soames, und deren Freund, den Dichter Desart. Soames ist der harte, materialistische Bürger von ehemals geblieben und weiß als nüchterner Rechner von jedem Zeitalter zu profitieren. Der alte Mont, der zuweilen an der Überwindung der Klassengesetze verzweifelt, ist aber doch allzu skeptisch und durchdrungen von einem Fatalismus, der alles steuerlos weiterreiben läßt. Der jungen Generation ist die sich überaus klug dinkelnde bürgerliche Gesellschaft recht fragwürdig geworden. Galsworthy belächelt den wirtschaftlich-überstürzten Modernismus, der glaubt, mit ihm fange das Leben überhaupt erst an, er ironisiert das äussere Fortschrittsparthos, blickt aber dabei doch vertrauensvoll in die Zukunft, in eine Zukunft versöhnender Menschlichkeit, da das Leben wieder lebenswert sein wird.

* Friedrich Koch-Wawra: „Auf nach Karthago“. (Paul Steegemann, Leipzig.) Ein flott geschriebenes Skizzenbuch mit amüsanten Plaudereien und Zustandsbildungen, in denen man Länder und Völker, Städte und Menschen von Bebra bis Rom, von London nach Karthago, von Sondershausen nach Detroit, mit knappen Strichen gezeichnet, greifbar deutlich sieht und furchtbar erlebt.

* „Die Pädagogische Akademie im Aufbau unseres nationalen Bildungswesens“. Von Staatsminister Professor Dr. C. S. Becker. (Verlag von Quelle u. Meyer in Leipzig.) Der Verfasser legt dar, wie die früher unüberbrückbare Kluft zwischen Volksschule und höherer Schule heute nicht mehr besteht, wie die Auszubildenden des Volksschullehrers auf den alten Seminaren heute überholt ist und die völlige Umstellung der Lehrerbildung deshalb Notwendigkeit wurde.

* Zweitmäßige Bureauorganisation, Bd. 2. „Die Organisation der Registratur“ von Diplomkaufmann Hanns Czetzalla. Lindes lauffmännische Bucherei, Band 12. (Industrieverlag Späth u. Pöhl, Berlin W. 10.) Der Aufbau einer zweckdienlichen Registratur ist nicht so einfach, wie es auf den ersten Blick scheint. Das vorliegende Buch führt deshalb alles das vor, was allgemein auf dem Gebiete der Registraturwesens und seiner Grenzgebiete zu kennen notwendig ist.

* „Hausliche Blumenpflege“. Eine Anleitung zur Pflege der dankbarsten Zimmer- und Balkonpflanzen von Paul J. J. Schulz. Mit zahlreichen Abbildungen im Text und auf Tafeln. (Verlag von Quelle u. Meyer in Leipzig.) Ein außerordentlicher Vorzug dieser Anleitung liegt in der Beschränkung auf eine Auswahl erprobter Pflanzen, die dadurch um so ausführlicher behandelt werden können. Das Buch gibt uns Winke über die zweckmäßige Aufstellungsweise der Zimmerpflanzen, die Beschaffenheit der Blumentöpfe und der Erde und über alles Beachtenswerte bei der Wasserversorgung, Düngung, dem Umtauschen, Stecklingemachen, Beschneiden usw. Im einzelnen werden dann eingehende Pflegeanweisungen für die bekannten Stuben- und Balkonpflanzen gegeben. Das Buch sei allen Blumenfreunden aufs wärmste empfohlen.